



Korn bis unters Dach des Speichers

Im afrikanischen Malawi beweist ein kleines Dorf, was koordinierte Hilfe bewirken kann VON BARTHOLOMÄUS GRILL

Eine Flüchtlingsfrau aus Darfur trägt schwere Kanister zu einem Lager nahe der Grenze zum Tschad

Das Kind sitzt auf dem Schoß seiner Mutter, es atmet schwer und dämmer lethargisch vor sich hin. Sein Bauch ist stark aufgedunsen. Die Haut dünn und knitterig wie Pergament, stellenweise aufgeplatzt. Die Symptome schwerster Unterernährung. Caroline heißt das Kind, es ist 25 Monate alt. Wird es überleben?

So stand es in einer Reportage nach unserem letzten Besuch in Malawi im Jahr 2002. Das Land wurde damals besonders hart von einer Dürre getroffen, die den gesamten Süden Afrikas heimgesucht hatte. Die Felder waren verdorrt, die Kornspeicher leer, und in den Krisenzonen starben die ersten Kinder.

Kommt man heute in ein Dörfchen wie Mwandama, könnte man fast glauben, es läge in einem anderen Land. Zwischen den Hütten steht nämlich ein nageleener Kornspeicher, in dem sich bis unters Dach prall gefüllte 50-Kilo-Säcke stapeln: Bohnen, Mais, Soja, insgesamt 1500 Tonnen. »Wir haben jetzt genügend Reserven, niemand muss mehr hungrig schlafen gehen«, sagt Matias Mpyonda, der Verwalter des kommunalen Lagerhauses. »Wir konnten in den letzten Jahren sogar Überschüsse produzieren und für 90 Millionen Kwacha Mais verkaufen.« 90 Millionen Kwacha sind umgerechnet rund 450 000 Euro! Erst sieben magere Jahre, jetzt sieben fette – es scheint, als sei in Mwandama so etwas wie ein biblisches Wunder geschehen.

Um dieses Wunder zu verstehen, muss man den Mann mit dem langen Namen Faison Tipoti Mwandama Chuwumbuzo besuchen. Er wohnt gleich neben dem Getreidespeicher und ist der Chief von Mwandama, der Dorfobmann. 82 Jahre hat er schon auf dem Buckel, seit ein paar Monaten ist er bettlägerig. »Die Beine wollen nicht mehr gehen, aber das Hirn arbeitet noch gut«, sagt er lachend. Dann berichtet er von jenem Tag, an dem das Wunder begann. »Es war im Jahr 2004. Da klopfte ein weißer Amerikaner an meine Tür und fragte: »Was brauchst dein Dorf? Und ich sagte: Saatgut und Dünger.« Der Besucher aus Amerika war seitdem schon mehrfach in Mwandama. »Er ist mein Freund. Wir haben ihm die gewaltigen Fortschritte in unserem Dorf zu verdanken.«

Jeffrey Sachs heißt der Amerikaner. Er ist Professor der Ökonomie und Berater des größten Armutsbekämpfungprojekts aller Zeiten: des Millenniumsprogramms bei den Vereinten Nationen. Mwandama gehört zu den ausgewählten Millenniumsdörfern, in denen dieses Programm exemplarisch verwirklicht werden soll. Wobei der Begriff Dorf irreführend ist. Vielmehr handelt es sich um ein Projektgebiet mit 144 Siedlungen und insgesamt 7000 Haushalten. Mwandama liegt in einer kargen Hügellandschaft. Auf den winzigen Äckern ringsum wuchs früher gerade so viel, dass es zum Überleben reichte. Die Kinder- und Müttersterblichkeit war extrem hoch, es gab keine Schule, und wenn die Leute krank wurden, mussten sie 25 Kilometer zu Fuß bis zur nächsten Klinik laufen.

Seit dem Start des Projekts im Jahr 2005 wurden Brunnen gebohrt und Bewässerungssysteme angelegt, im Dorf steht eine neue Grundschule, der Rohbau für eine kleine Klinik ist auch schon fertig. Auf den Gemüseparzellen vor den Hütten gedeihen Kassawa-Wurzeln, Süßkartoffeln, Bohnen und Erdnüsse, und den Platz, auf dem sich die Leute zum Palaver versammeln, schmückt eine violette Plastikkabine: eine solarbetriebene Aufladestation für Handys! Joy Pankomera, der Koordinator für Infrastrukturmaßnahmen, deutet zum Sendemast auf dem Hügel neben dem Dorf. »Die Bauern können sich jetzt direkt über die Marktpreise informieren oder im Notfall einen Krankentransport bestellen.« Unterdessen gibt es auch schon eine regenfesteste Straße, die das

Dorf mit der Hauptstraße verbindet. »Jetzt brauchen die Bauern nur noch Lastwagen, um ihre Erzeugnisse an die Supermärkte in den Städten zu liefern.«

Man kommt in Mwandama nicht mehr aus dem Staunen heraus. »Hier findet eine Agrarrevolution statt«, schwärmt Pankomera. »Sie fing an mit zwei Säcken Mineraldünger und einem Beutel Saatgut, die jeder Haushalt erhielt.« Durch diese Starthilfe wurden die Erträge vervielfacht; auf einem Hektar, der früher nur eine halbe Tonne Mais hergab, werden heute fünf-einhalb Tonnen geerntet. Jede Familie lieferte zwei Säcke im Getreidespeicher ab. Ein Teil wurde als Notreserve eingelagert, ein Teil für die Speisung der Schulkinder verwendet, der Rest verkauft. Und plötzlich machten die Bauern Gewinn. Aber wohin mit dem Geld?

Die Antwort gibt ein rostbrauner Lieferwagen, der gerade ins Dorf rollt. »Sungitsani Ndalama« steht auf dem Auto. Das ist Chichewa, neben Englisch die Amtssprache in Malawi, und bedeutet »Spare dein Geld«. Ein mobiles Geldinstitut der Opportunity International Bank of Malawi, das jeden Donnerstag vorbeikommt. »Wir helfen benachteiligten Kunden, für die sich die Banken der Privilegierten ohnehin nicht interessieren«, erklärt die Bankangestellte Eniss Ndawa und öffnet die Schalterklappe an der Seite des Fahrzeugs.

Und schon stehen ein Dutzend Leute mit ihren Smartcards an. Bereits 2000 Bauern und Bäuerinnen haben Konten eröffnet, über 600 erhielten Mikrokredite, um in ihre Farmen zu investieren oder kleine Geschäfte zu eröffnen.

Wie auf diese Weise erste wirtschaftliche Kreisläufe angestoßen werden, kann man gleich nebenan besichtigen. Im Schatten einer Schirmmakazie haben Frauen einen Stand mit Waschmittel, Seifen, Margarine und Speiseöl aufgebaut. Ihre Genossenschaft kauft die Waren in größeren Mengen in der Stadt ein, verkauft sie in kleinen Portionen abgepackt in den Dörfern weiter und teilt den bescheidenen Gewinn. Eine Kooperative von Kleinbauern spart auf eine Mäsmühle, damit die Bauern ihre Erzeugnisse künftig selber weiterverarbeiten können und mehr Wertschöpfung im Dorf bleibt. »Lauter kleine Schritte, die uns den großen Millenniumszielen näherbringen«, erläutert Jonathan Mkumbira, Leiter des Pilotprojekts Mwandama.

Kritiker überzeugen diese kleinen Erfolge nicht. Sie prophezeien, dass auch das Mammutprogramm von Jeffrey Sachs scheitern werde. Warum sollte ausgerechnet diesmal der *big push* funktionieren, also die Theorie, dass mehr Hilfe auch mehr bewirkt, wo doch schon so viele Entwicklungsstrategien in den vergangenen 50 Jahren jämmerlich versagt haben? Mkumbira kennt diese Einwände. »Wir werden beweisen, dass man der Armut entkommen kann«, sagt er, als wir das Dörfchen Linjidi erreichen. Kurz vor uns ist das mobile Gesundheitsteam eingetroffen, ein Arzthelfer und zwei Krankenschwestern, die einmal im Monat vorbeischauen. Vor dem Versammlungshaus hat sich eine lange Schlange gebildet. Etwa 200 Frauen und Kinder werden untersucht und behandelt, mit Medikamenten versorgt und in Hygiene- und Ernährungsfragen beraten. Zurzeit läuft eine Impfkampagne gegen Mäsen. Hinter dem Gebäude werden Malaria-Schnelltests durchgeführt. »Wir haben in der Region Mwandama über 30 000 impfprägnante Moskitonetze verteilt«, rechnet der Arzthelfer Mphonde Banda vor. »Die Zahl der Malariafälle ist um etwa 60 Prozent zurückgegangen.«

Was läuft diesmal anders? Worin liegt das Erfolgsgeheimnis des Millenniumskonzepts? »Es ist ganz simpel«, antwortet Mkumbira, »wir packen alle Grundprobleme gleichzeitig an und stimmen

sämtliche Maßnahmen aufeinander ab – Infrastruktur, Landwirtschaft, Wasserversorgung, Elektrizität, Gesundheit, Bildung. Normalerweise wursteln in diesen Sektoren zahllose Hilfsorganisationen unkoordiniert vor sich hin. Dann kommen noch die einzelnen Ministerien dazu, wo oft die eine Abteilung gar nicht weiß, was die andere tut. Wir haben hingegen ein ganzheitliches Konzept.« Vermutlich trägt noch ein ganz anderer Umstand zum Gelingen bei. In Mkumbiras 54-köpfigem Team ist kein einziger ausländischer Experte. Es sind ausschließlich malawische Mitarbeiter, die die Sprache, Kultur und Traditionen ihrer Landsleute teilen.

Den Hütten ist anzusehen, dass die Leute über mehr Geld verfügen

Unsere Rundfahrt ist wie ein Schnellkurs für Entwicklungsarbeit, die die Grundfragen veranschaulicht. Wenn die Menschen nicht gesund sind, sind alle Anstrengungen vergeblich. Wenn es den Kindern an Schulbildung mangelt, wird ihre Zukunft verbaut. Wenn die Kleinbauern kein Startkapital akkumulieren können, bleiben sie im Teufelskreis der Armut gefangen. Alles hängt mit allem zusammen, und am Ende ist entscheidend, ob die Empfänger die Projekte annehmen und selbstverantwortlich weiterführen.

Die Kleinbauern, die wir auf unserer nächsten Station treffen, sind begeistert bei der Sache. Ihre Siedlung liegt im ärmsten Winkel des Projektgebiets. »Im Vorjahr war die Dürre so schlimm, dass nichts mehr wuchs. Wir mussten unser Saatgut aufessen, sonst wären wir verhungert«, erzählt der Dorf-Chief. Aber in dieser Saison soll es aufwärts gehen, denn die Bauern haben jetzt eine Bewässerungsanlage mit Treppumpen, und sie wurden mit Saatgut und Dünger versorgt. »Das ist jetzt euer Ding«, sagt Mkumbira zu den versammelten Dorfbewohnern – ein Appell, um die Eigeninitiative zu stärken. Die Bauern sollen wissen, dass ihnen das Hilfsprogramm nicht unbefristet beisteht.

Auf der Rückfahrt sehen wir allortorten die Zeichen des Aufschwungs. Auf vielen Hütten blitzen nagelneue Blechdächer. Das zeigt, dass die Leute über zusätzliches Einkommen verfügen. Auch die letzten weißen Großfarmer, die auf ihren Ländereien Tabak und Mais produzieren, bekommen die Folgen des Wandels zu spüren. Immer mehr Landarbeiter nehmen die Sklavenlöhne – circa zwei Euro pro Woche – nicht mehr hin und ziehen in der Hoffnung auf ein besseres Leben in die Projektdörfer.

An einer unübersichtlichen Kurve zwingen zwei grimmige Gesellen unseren Geländewagen zum Anhalten. Sie tragen furchterregende Tiermasken und fuchteln mit ihren Macheten. Es sind Nyau-

Männer, Mitglieder eines traditionellen Geheimbundes, der zwischen den Menschen und den Göttern vermittelt und dafür Tribut fordert. »Sie ziehen herum, weil im Umland von Mwandama wieder etwas zu holen ist«, erklärt Mkumbira. Zum Schluss zeigt er den Besuchern noch das neue Hospital in Maera, die Krankenzimmer, den kleinen Operationssaal, die Entbindungsstation, alles ist fertig. Es fehlt nur noch das Personal. Aber das ist ein großes Problem. Junge Fachkräfte wollen nicht im abgelegenen Busch arbeiten, die meisten ziehen das Leben in den Städten vor oder emigrieren ins Ausland. Angeblich sollen allein im englischen Manchester mehr malawische Ärzte arbeiten als in ihrem Heimatland.

Immerhin scheint die Finanzierung des Millenniumunternehmens in Mwandama gesichert. Das hat jedenfalls UN-Generalsekretär Ban Ki Moon höchstpersönlich versprochen. Im Mai besuchte er das Dorf und war von den Fortschritten begeistert. »Das Modell Mwandama würde zusammenbrechen, wenn wir die Unterstützung heute beenden würden. Die Menschen haben noch nicht die ökonomischen Muskeln, um es selber zu tragen«, betont Projektleiter Jonathan Mkumbira. Es klingt wie eine Mahnung an die UN-Planer im fernen New York. Macht weiter! Lasst uns nicht auf halbem Weg allein!

